"Urbanität in der Enge" oder fortschrittliche Urbanität?

Autor(en): **Minder, Daniel F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **84 (1997)**

Heft 7/8: **Zwischen medialer und wirklicher Präsenz = Entre présence médiatique et présence réelle = Between medial and real presence**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-63613

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Plätzen als lächerlich entlarvt. Farbgebung als elitärer Selbstzweck war ihm ein Greuel. Farbgestaltung – hier sprach der Musiker in ihm – ist die Orchestrierung eines räumlichen Gefüges.

Seiner Auffassung von Stadträumen verdanken wir den Theaterplatz. Hans Luder hat ihn initiiert. Nicht die Details, aber der Ort und die Dimension waren Vorgaben für sein Wettbewerbsprogramm. Das Ziel war, über die funktionale Bedeutung als Gefäss sozialen Geschehens hinaus eine grossangelegte städtebauliche Szenerie zu schaffen. Eine Szenerie, welche die umliegenden Bauten wie das Casino, die Barfüsserkirche, die Kunsthalle und die Elisabethenkirche einbezieht. Fünf Jahrhunderte Architektur im Blickfeld. Der Idee, die Ecke Steinenberg/Theaterstrasse mit einem Baukörper zu akzentuieren – die Rede ist von einem Schauspielhaus als Ersatz für die heutige Komödie –, ist er skeptisch gegenübergestanden. Eine wichtige Aufgabe des Stadtbaumeisters ist es – so Luder –, dem Pegel nachzuforschen, der die Grenzen visueller Belastung anzeigt. Sein Credo: «Nur Raum kann wohnlich sein.» *Rolf Gutmann*

Bibliographie
– Hans Luder, «Von der Qualität des Bauens», Ausschnitte aus den Verwaltungsberichten des Baudepartements Basel-Stadt, 1980

– Annemarie Monteil, «Bauten entlang dem Lebensweg – Hans Luder Architekt», Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 1993

«Urbanität in der Enge» oder fortschrittliche Urbanität? ▾

Der Text von Roger Kästle über Peter Märklis Haus in Brig «Urbanität in der Enge» («Werk, Bauen+Wohnen» 4/97) regt an, über den Begriff des Urbanen und dessen Bedeutung nachzudenken und das Gebäude aus einer anderen Perspektive noch einmal zu besprechen.

Das Wohnhaus in Brig versucht aus den Rahmenbedingungen einer lokalen Bauordnung das Beste herauszuholen. Kein Anstoss, keine Grenzüberschreitung, kein Fortschritt: ein Artefakt einer überholten Vorstellung von Urbanität. Obwohl das Quartier, abgetrennt durch die Saltina, direkt an die Kernstadt anschliesst, dominiert der Eindruck, dass man sich in der Agglomeration befindet. Weshalb?

Zurückhaltung zeigt das Gebäude schon in seinem städtebaulichen Profil. Es stellt sich quer zur Strasse, die schmale Stirnseite fügt sich in die Flucht des südlichen Nachbarbaus und erscheint für den von Süden kommenden Betrachter lediglich noch als vertikale Linie. Auf der nördlichen Seite der Altstadt ist dank des zurückspringenden Nachbarbaus noch ein Teil der Nordfassade sichtbar. Der quergestellte Baukörper bricht den Strassenraum auf und ermöglicht den Blick in die Tiefe des Grundstücks. Die Grenze zum öffentlichen Raum muss die kleine Betonmauer definieren, welche die begrünte Restfläche des Grundstücks einfasst und letztlich zu schwach ist, um einen Aussenraum zu bilden.

Diese Zurückhaltung kippt um in Abwendung, wenn wir näher herantreten. Die Anordnung und Gestaltung des Eingangs sowie die Ausbildung des Sockels sind wohl die beiden unstädtischsten Elemente des Hauses. Der Ankommende muss auf dem Weg zum seitlich in der Hauptfassade liegenden Eingang zuerst die in der Stirnseite plazierte Kellertüre passieren, bevor er entscheidet, ob er über die Rampe der Tiefgarage oder den schnorchelhaften Eingangsblock ins Innere des Hauses gelangen möchte. Wie eine allseitig geschlossene Landungsbrücke überspannt er den Graben der Garageneinfahrt vom festen Stadtboden zum schwebend wirkenden Gebäudekörper. Der leicht zurückversetzte rohe Betonsockel mit seinen nüchternen Kelleröffnungen verbindet das Volumen mit dem Terrain, schafft aber keinen Bezug dazu. Vielmehr wirkt er wie ein Abstandhalter. Die Sockelkante liegt genau auf Augenhöhe und unterstützt diesen Eindruck zusätzlich. Das Gebäude nimmt der Stadt den Boden, gibt ihr aber nichts zurück. Es gibt keinen Austausch, weder funktional noch räumlich.

Auch formal bezieht sich der Block hauptsächlich auf sich selbst. Seine skulpturale, fast expressive prismatische Form macht ihn zu einem isolierten Objekt. Die Nüchternheit der Fassade und die abstrakte Art der Verwendung des Verkleidungsmaterials machen das Gebäude zusätzlich unnahbar.

Als reines Wohnhaus, sich als Solitär klar von seiner Umgebung abhebend, eine in die Umgebung gestellte Skulptur, knüpft das Gebäude am Städtebau der späten Moderne an, keine «herausfordernde» Haltung also, sondern eine, von der es Zeit wird, sich zu distanzieren. *Daniel F. Minder*

Kritische Randbemerkung zum Wettbewerbsunwesen. Ein Leserbrief.

Der Wettbewerb erlebt eine Blütezeit. In verschiedener Hinsicht. Mit beinahe perversen Auswüchsen. So wurden beispielsweise zum Ideenwettbewerb für die Gestaltung des Zürcher Limmatquais von insgesamt 187 Bewerbern lediglich 30 schweizerische und fünf ausländische Teilnehmer zugelassen.

Im Esplanade-Beitrag von Werk, Bauen+Wohnen 10/1996 «Kampf um Wettbewerb» wird der Ideenwettbewerb noch als Vorstufe, das heisst als «Präqualifikationsverfahren» für den Projektwettbewerb angepriesen. Tatsächlich sind wir aber schon so weit, dass man sich für die Teilnahme an einem Ideenwettbewerb präqualifizieren muss.

Für die meisten Menschen bedeutet Wettbewerb nichts mehr anderes, als billiger zu etwas zu kommen. Billiger kann man etwas haben, wenn man über viele Angebote verfügt, oder durch rationellere Produktion. Rationellere Produktion erreicht man durch Zusammenschluss, durch Konzentration der Kräfte. Dies führt schliesslich dazu, dass nur noch einige wenige das Sagen haben und der Wettbewerb im eigentlichen Sinne durch Monopolisierung aufgehoben wird.

Das Wettbewerbswesen schlägt auch auf geistiger Ebene Purzelbäume. Die Maxime «Phantasie kennt keine Grenzen» gilt offenbar nicht mehr, sonst würde man den Ideenwettbewerb für die Gestaltung des Limmatquais in Zürich nicht auf einige wenige Zugelassene beschränken. Oder ist der Horizont unserer Politiker und verantwortlichen Funktionäre ebenso beschränkt, dass sie das geistige Kapital arbeitswilliger Architekten in unserer Stadt nicht nutzen wollen, dass sie diesen stattdessen ein Almosen in Form eines Einsatzprogrammes zur zusammenhängenden Grundrissaufnahme der Altstadt verschaffen? (Vgl. «Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 3/96, S. 70) Ist diesen Leuten bewusst, was es heisst, ausgeschlossen zu sein, nach einem langen Studium daran gehindert zu werden, an der Gestaltung der eigenen Stadt, des eigenen Lebensraumes mitzuwirken? Sie können solches nicht nachvollziehen, denn sie sitzen fest im Sattel, an den Schalthebeln der Macht, verlieren grosse Worte über mehr Wettbewerb und Innovation und suchen nach Beschäftigungsprogrammen. Grundrissaufnahme von bestehenden Gebäuden ja, aber bitte keine Ideen! Arme Architektengeneration! Wo bleiben da die Verbände? SIA, BSA etc.? Oder gilt auch hier die Devise: je weniger Teilnehmer, desto mehr Chancen für den einzelnen?

Paul Maurer